Zeitschrift: Visit : Magazin der Pro Senectute Kanton Zürich
Herausgeber: Pro Senectute Kanton Zürich
Band: - (2009)
Heft: 4

Artikel: Zu Hause in der Familie
Autor: Kuhn, Daniela
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-818812

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ALT WERDEN IN DER FREMDE_Ob aus Not oder aus eigenem Entschluss: Viele Menschen verbringen ihr Leben an einem anderen Ort als dort, wo sie aufgewachsen sind. VISIT-Mitarbeiterin Daniela Kuhn macht Lebensgeschichten von Menschen sichtbar, für die unsere Heimat «Fremde» bedeutet.

ZU HAUSE IN DER FAMILIE

Text und Porträtfotos//**DANIELA KUHN** Illustration//**SABRINA SPÄTI**

Ohne den Auftrag, hier über sie zu schreiben, hätte ich sie nicht kennengelernt: Marija Ilic aus Bosnien, Tushe Berisha aus dem Kosovo und den Iraner Wali Bayagan. Drei Menschen über sechzig, die seit mehr als zehn Jahren als vorläufig aufgenommene Flüchtlinge im Kanton Zürich leben. Wir wären im Stadtzentrum vielleicht mal im selben Tram gefahren oder beim Einkaufen gemeinsam angestanden. Weder Marijas noch Tushes oder Walis Wege führen in den Zürcher Kreis 6, wo ich wohne.

Ich bin also zu ihnen gefahren: nach Steinmaur im Zürcher Unterland, nach Zürich-Seebach und dahin, wo Rüschlikon an der Autobahn liegt. Alle drei empfingen mich im Kreise ihrer Familie. Sie wollten nochmals genau wissen, weshalb und für wen ich über sie schreiben wolle. Hatten sie die vorgängige Erklärung aus sprachlichen Gründen nicht verstanden? Oder fiel es ihnen schwer, sich vorzustellen, dass sich jemand für sie interessiert?

Den blauen F-Ausweis habe ich erstmals in Tushes Küche gesehen. Auch Wali hatte ihn zum ersten Treffen mitgebracht. Er erklärte mir, was das Leben mit diesem Papier bedeutet: Du darfst nicht ausreisen, kein Wohnungsvermieter nimmt dich, du bekommst keine Handynummer, keine Bank eröffnet dir ein Konto. Was er nicht sagte: Der Ausweis muss jedes Jahr verlängert werden – der Aufenthalt in der Schweiz bleibt temporär.

Leben in einer Art Zwischenreich

Es gilt also, sich im Provisoire-qui-dure einzurichten, sowohl im übertragenen wie auch im wörtlichen Sinn. Mit den Räumen von Tushe, Marija und Wali betrat ich eine Art Zwischenreich: Vor dem Fenster ein Spielplatz in Seebach, drinnen die Heimat, Familie, die gemeinsame Sprache. Die eigenen vier Wände haben eine besondere Dimension. Wer erlebt hat, wie sein Haus im Bombenregen abbrannte, wer wegen politischer Verfolgung sein Land verlassen musste, hat einen Erfahrungshorizont, der die Bedeutung von materiellen Gütern relativiert.

Die immense Verbundenheit innerhalb der Familie hat mich bei meinen Besuchen beeindruckt. «Was, du hast keine Kinder?», sagte Tushe, als sie mir ihr kleines Zimmer zeigte. Kann sie sich ein Leben ohne eigene Familie überhaupt vorstellen? Die fremde Kultur zeigte sich aber auch in der Einrichtung: Bei Tushe und Marija stehen schwere Buffets in den Stuben, in jedem Zimmer hängen Heiligenbilder. In Tushes Küche hängt ein Poster mit dem Papst und über dem Tisch zweimal Jesus am Kreuz. Wali und seine Frau Khadije Khodawerdi haben ihre Zimmer und sogar den Balkon mit Perserteppichen ausgelegt. Umso kühler wirkt die Küche, wo ich zu einem vorzüglichen iranischen Reisgericht eingeladen bin: Neonlicht, eine Wanduhr und eine Pflanze vor dem winzigen Fenster. Der Fernseher, die Brücke zur Heimat, ist in allen drei Wohnungen prominent platziert. Er lenkt vom eintönigen und in mancher Hinsicht deprimierenden Alltag ab.

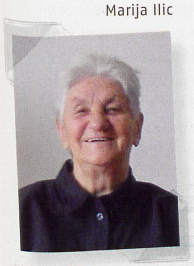
Eindrückliche Begegnungen

Obwohl alle drei am Anfang sagten, sie könnten kein Deutsch, und das Treffen mit einer übersetzenden Person vereinbart wurde, sprachen Tushe, Marija und Wali schon nach kurzer Zeit mit mir. Die beiden Frauen sagten, sie hätten Angst, Fehler zu machen. Gelegenheit, die Sprache besser zu lernen, hat nur Tushe mit ihrer Schweizer Freundin.

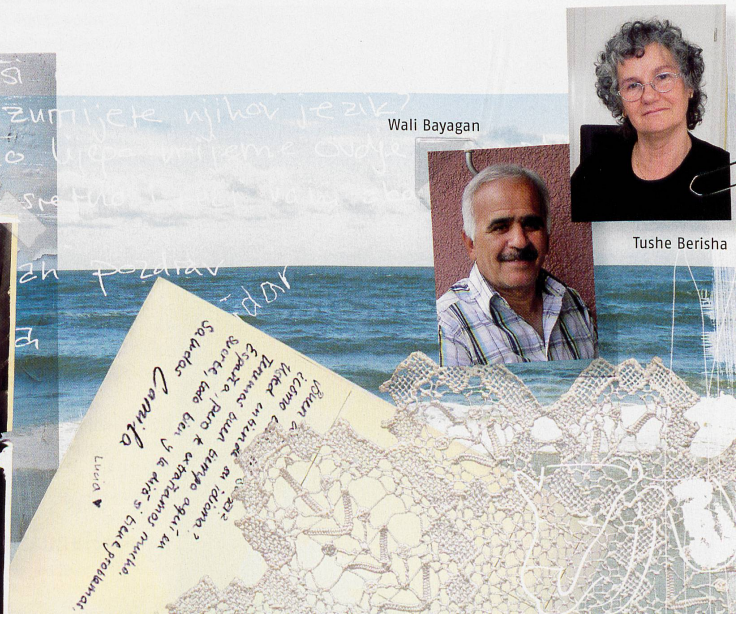
Für mich waren es eindrückliche Begegnungen. Ich verstehe jetzt ein wenig mehr, was es heisst, in der Schweiz zu leben und das eigene Land unfreiwillig verlassen zu haben. Was es bedeutet, in der Fremde zu leben, alt zu werden.

Wie dankbar sie der Schweiz sind, betonen alle drei. «Hier immer frei», sagte Wali und tippte sich mit den Fingern an den Kopf: «Keine Problem.» Als ich im Bus von Kilchberg zurückfuhr, dachte ich, was für ein Glück ich habe, in einem Land geboren zu sein, das seit vielen Generationen keine Kriegszerstörungen kennt. Ein Land, in dem ich keine Angst haben muss, aus politischen Gründen verfolgt zu werden. Ein Land nicht zuletzt, das seinen Wohlstand mit Flüchtlingen wie Tushe, Marija und Wali teilt. >>

Es gilt also, sich im Provisoire-qui-dure einzurichten.



Marija Ilic



Wali Bayagan

Tushe Berisha

Träume vom Dorf

«Ja», sagt Marija Ilics Tochter, «sie lacht viel, sie ist ein fröhlicher Mensch.» Ihre Mutter sitzt in der Stube auf dem Sofa. Die 82-Jährige lächelt. Deutsch spricht sie nicht: «Wenn man so alt ist, geht man nicht mehr eine Sprache lernen», meint die Tochter, die denselben Vornamen trägt wie die Mutter. Ihr Mann, Luka Mrvelji, hat auch Platz genommen. Während die beiden erzählen, hört die alte Frau aufmerksam zu: Mrveljis wohnen seit 1973 in der kleinen Drei-Zimmer-Wohnung in Zürich-Seebach. Bis zum Sommer 1993 hatte Marija Ilic in ihrem kleinen Haus im Süden Bosniens gelebt. Als die serbische Armee die Gegend bombardierte, brannte ihr Haus ab. Die damals 66-jährige Kroatin schloss sich anderen Flüchtlingen an, die mit Autos Richtung Italien fuhren. Bekannte hatten Marijas Kommen angekündigt, und so fuhr Luka nach Triest, wo er seine Schwiegermutter fand und abholte. Nach ein paar Tagen meldeten Marija und Luka die Mutter bei der Gemeinde an. Sie erhielt einen F-Ausweis. Seither leben die drei zusammen.

Am liebsten hat sie Besuch

Marijas Zimmer ist klein. Sie zeigt aus dem Fenster auf den Spielplatz, auf dem sie den Kindern zuschaut. Über ihrem Bett hängt eine Fotografie ihres 1973 verstorbenen Mannes. Daneben prangen mehrere Heiligenbilder und eine grosse Maria. Die Familie ist römisch-katholisch.

Marija hatte früher keine Heizung und schätzt, dass es hier so sauber ist.

Was sie den ganzen Tag mache? «Handarbeit», antwortet die Tochter. Als sie die Frage übersetzt, steht Marija auf und holt kleine Täschchen, die sie gestrickt und mit Glaskügelchen bestickt hat. Die Besucherin solle eines auswählen. Solche Arbeiten sind in den letzten Jahren schwieriger geworden: Zwei Augenoperationen hat Marija bereits hinter sich. Auch das Gehör ist schlechter geworden und der Blutdruck hoch. Fernsehschauen geht noch immer. «Die Satellitenschüssel auf dem Balkon haben wir, seit Mutter bei uns ist», so der Schwager. Am liebsten aber habe sie Besuch: bosnische Freunde und die eigene Familie. Wenn etwas fehlt, geht Marija selber in den nahen Coop einkaufen. Ab und zu macht sie einen Gang um den Block. Das Wort «spazieren» hat sie verstanden: Sie nickt, steht auf und holt ihren Stock, auf den sie das runde Bildchen der Madonna aus Medjugorje geklebt hat. Tochter und Schwiegersohn haben es ihr aus Bosnien mitgebracht.

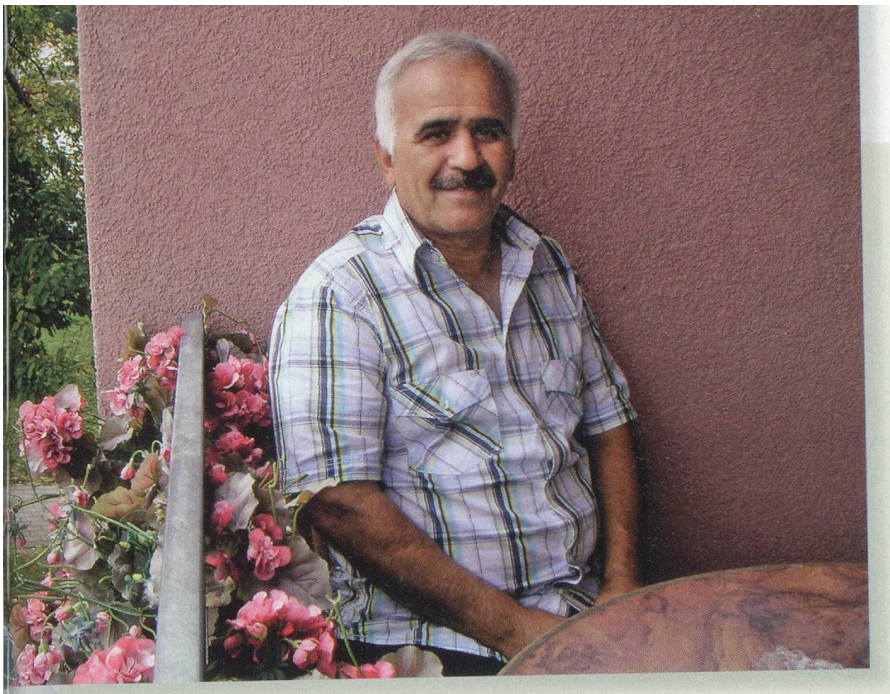
Mit Schwermut an die Heimat denken

Würde Marija gerne ihre Heimat wiedersehen? Als ihr Luka die Frage übersetzt, presst sie beide Hände vor die Augen. «Ja, sie würde gerne», sagt Luka und fügt hinzu: «Alles ist kaputt dort.» Marija weint. «Sie sagt, sie träume von unserem Dorf», sagt die Tochter. Auch sie hat Tränen in den Augen: «Fast alle Leute dort sind gestorben. Mein Mann und ich waren dort. Wir waren auf dem Friedhof und besuchten die alten Leute, die noch leben. Die Jungen sind alle weg.» Luka bringt ein Foto des Hauses, das ihm gehört hat. Zu sehen ist darauf ein weisses Haus in einem verschneiten Garten. Das Dach fehlt. Marija betrachtet das Bild und bemerkt die Reben. Andere Fotos hätten sie keine, sagt Luka: «Alles verbrannt.» Weil ihm das Land gehört, erzählt Luka, habe er in der Schweiz weniger Zusatzleistungen erhalten: «Das sei Kapital und 30 000 Franken wert, sagten sie. Doch niemand will das kaufen. Ich hätte es für 5000 Franken gegeben.»

Luka arbeitete in Bern und Zürich als Bauarbeiter. Marija war Zimmermädchen im Hotel Zürich und arbeitete später in der Elektrodenfabrik Bührle, wo sie schwere Pakete zu tragen hatte. Luka und Marija leben beide von Lukas Pension und Zusatzleistungen. Heute sind das rund 4000 Franken: «Das ist genug. Früher war es weniger. Aber vorher haben wir auch gelebt», sagt die Tochter.

Zum Schluss will die Besucherin wissen, was Marija in der Schweiz am besten gefällt. «Alles, sagt sie», übersetzt der Schwiegersohn. «Super», sagt sie und lächelt. Dabei zeigen sich die hinteren Goldzähne, fast wie ein Schmuck.

Was sie den ganzen Tag mache? «Handarbeit», sagt die Tochter.



Sechs Monate nach seiner Ankunft in der Schweiz hatte Wali Bayagan erstmals wieder telefonischen Kontakt mit seiner Frau.

Ein hoher Preis

Wali Bayagan wartet wie abgemacht im Migros-Restaurant Altstetten. Mit dabei sind Khadije Khodawerdi, seine Frau, und eine Freundin, als Übersetzerin. Den Tee will Khadije Khodawerdi unbedingt selber holen: «Sie sind mein Gast», sagt die kleine, schwarzhaarige Iranerin. Es ist sechs Uhr abends, das Lokal ist fast leer.

Der Iran ist keine Demokratie

Der 62-jährige Wali Bayagan erzählt seine Geschichte: Aufgewachsen in Teheran, diente er bis zum Sturz des Schahs 1979 in der Berufsarmee. Danach fand er Arbeit in einem Juweliergeschäft. Er war Anhänger der Volksmudschaheddin, einer iranischen Oppositionsbewegung, die 1965 gegründet wurde und den islamischen Sozialismus anstrebte. «Mudschaheddin sagte bereits zu Zeiten des Schahs, Iran sei keine Demokratie», erklärt Wali Bayagan. Er engagierte sich damals politisch, indem er eine verbotene Zeitung der Mudschaheddin verteilte: «Später, als die Mullahs an der Macht waren, mussten alle ins Gefängnis, und wer die Gefangenen unterstützt hatte, wurde auch verfolgt.»

«Alte Mann, alles Problem. In Iran sterben Leute mit siebzig», sagt er lachend.

Suche nach einem besseren Leben

Aus Angst vor dem Regime nahm Wali Bayagan 1998 den Bus und fuhr in die im Westen gelegene Stadt Urumie. Von dort liess er sich mit einem Schlepper für viel Geld über die Berge in die Türkei führen. Dieser fertigte ihm einen falschen Pass an, «einen roten», und fuhr ihn weiter nach Istanbul. Mit dem Pass flog Wali Bayagan nach Zürich, wo eine vom türkischen Schlepper angeheuerte Person auf ihn wartete, der er den Pass wieder aushändigen musste. Die Reise war damit zu Ende, nicht aber die Suche nach einem besseren Leben: Bayagan kam zuerst in ein Übergangsheim für Asylbewerber in Kreuzlingen, dann war er ein halbes Jahr im Flüchtlingsheim in Zürich-Altstetten, danach verbrachte er vier Monate in einem weiteren Heim. Sechs Monate nach seiner Ankunft in der Schweiz hatte er erstmals wieder telefonischen Kontakt mit seiner Frau. Schliesslich wurde ihm eine Wohnung in Fällanden zugewiesen, wo er zwei Jahre wohnte. Später arbeitete er im Mövenpick Grüt, wo er während acht Jahren in der Küche half und Putzarbeiten ausführte. 2002 kam seine Frau über Mailand in die Schweiz nach. Auch sie reiste mit falschen Dokumenten. Nach fünf Jahren trafen sie sich erstmals wieder bei der Sihlpost in Zürich. «Das war ein grosser Moment», sagt Khadije Khodawerdi, die ihren Namen auf eine Serviette geschrieben hat. Den Vornamen streicht sie durch und ersetzt ihn durch Mina: «Das ist ein viel schönerer Name. Ich will keinen muslimischen Namen mehr.» Die gemeinsame Tochter lebt seit neun Jahren in Köln.

Die Gesundheit ist ein kostbares Gut

Die letzten zwei Jahre waren schwierig: Im Herbst 2007 waren Wali Bayagans rheumatische Beschwerden sehr stark geworden. Er wurde zu 100 Prozent krankgeschrieben – der Vorentscheid der IV weist auf eine 50-prozentige Arbeitsunfähigkeit hin. An beiden Beinen hat er Operationen hinter sich, ein Bein ist ganz ohne Gefühl: «Alte Mann, alles Problem. In Iran sterben Leute mit siebzig», sagt er lachend. Doch man spürt, die gesundheits- und altersbedingte Arbeitslosigkeit macht ihm zu schaffen. Die Miete der Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung in Rüschlikon, in der das Paar seit sechs Jahren wohnt, wird von der Sozialhilfe bezahlt. Ein paar Bäume trennen das Haus von der Autobahn. Die Fenster zum Balkon, auf dem die Satellitenschüssel platziert ist, bleiben meist geschlossen. Nachts kann Wali Bayagan oft nicht schlafen, die Nervosität ist auch am Tag zu spüren.

Khadije Khodawerdi leidet unter depressiven Verstimmungen. Als die Journalistin für das Foto nach Rüschlikon kommen möchte, schlägt sie ein Mittagessen vor. «Ich verstehe, aber ich habe Angst zu sprechen», sagt sie, während sie am Küchentisch Reis mit Poulet schöpft. Doch das Gespräch kommt in Gang, auch ohne Übersetzerin. Wir sprechen über die überflüssigen Artikel der deutschen Sprache, über den Reiskocher aus dem Iran, über die Teppiche, die eine iranische Freundin für wenig Geld abgegeben hat. Zum Schluss gibt es Tee und iranische Süssigkeiten. Dann bricht die Besucherin auf. Khadije Khodawerdi winkt im leisen Regen lange nach.

Ein Leben lang Mutter

Ihrem Händedruck fehlt jede Kraft. Aber sie lächelt. Tushe Berisha heisst Albertina Kaufmann und die Journalistin willkommen. Am Küchentisch ihrer Wohnung in Steinmaur nehmen auch ihre Schwiegertochter Vida, ihre Schwester und deren Mann Platz. Albertina Kaufmann kommt ab und zu. Diesmal hat sie Gemüse aus ihrem Garten mitgebracht. Die Schweizerin hat die 64-jährige Tushe und ihre Familie vor elf Jahren in der katholischen Kirche kennengelernt. «Alles Albertina. Viel geholfen», sagt Vida: «Ohne Albertina nichts.»

Auf der Flucht

Auf der gehäkelten Tischdecke stehen Wassergläser und Kuchen für die Besucherinnen. Während Vida türkischen Kaffee kocht, sitzt Tushe schweigend am Tisch. Ihr Schwager, der bereits seit 1960 in der Schweiz lebt, erzählt in holprigem Deutsch: Im Juni 1998 wurde der Nordwesten Kosovos bombardiert, wo Berishas auf einem kleinen Hof lebten. In den Monaten zuvor hatte die Familie oft im Wald Zuflucht gesucht. Als eine Bombe das Haus in Flammen legte, schloss sie sich einem Flüchtlingsstrom an, der Richtung Mitrovica zog. Die Familie, das waren: Tushe, ihr Sohn Benvik und dessen Frau Vida mit den drei Kindern. Das kleinste war zehn Monate alt. Die Odyssee führte weiter nach Montenegro, dann in den Süden Albaniens, in die Hafenstadt Durres, von wo ein Schlepper sie per Gummiboot an die italienische Küste brachte. Die italienischen Behörden schickten die Familie Richtung Chiasso. Von dort riefen Berishas Tushes Schwager an, der ihnen Esswaren und Kleider brachte. Tusha, die von sich sagt, sie verstehe kaum Deutsch, seufzt mehrmals, während ihr Schwager erzählt.

Leben im Bauernhaus

Als vorläufig aufgenommene Flüchtlinge landeten Berishas im Durchgangsheim Oerlikon, wo sie fünf Monate blieben. Danach wurden sie nach Steinmaur gebracht. Ins selbe ehemalige Bauernhaus, indem sie heute noch wohnen, heute allerdings im oberen Stock. Die Notwohnungen gehören der Gemeinde.

«Sehr schwierig» sei der Anfang hier gewesen, erzählt Vida. Immer wieder hätten andere Leute in der Wohnung gewohnt, verschiedenste Nationalitäten. Sie hätten sich nicht sicher gefühlt. Seit vier Jahren bewohnen Berishas die Wohnung nun alleine. Tushe hat jetzt ein eigenes kleines Zimmer mit einem Bett, zwei Kästen und einer kleinen Vitrine: «Alles Albertina gebracht. Geschenk, viel geschenkt», sagt sie, als die Besucherin ihr Zimmer sehen möchte. Vor den Fenstern blühen rote Geranien, Blumen der Gemeinde. Über dem Bett hängen Fotos aus einem anderen Leben, aus einer anderen Welt: Tushe als schöne junge Frau im Kreis ihrer Familie. Daneben ein vergilbter Zeitungsartikel, ein Porträt über ihre heute 20-jährige Enkelin Arjeta anlässlich deren Firmung. Arjeta ist wie die ganze Familie römisch-katholisch. Berishas gehören zu den rund sieben Prozent Katholiken im Kosovo.

Lebensmittelpunkt in Steinmaur

Seit sie in der Schweiz ist, hat Tushe ihre drei Enkel weitgehend alleine betreut: Ihre Schwiegertochter war schwer traumatisiert und während acht Monaten in einer psychiatrischen Klinik. In Behandlung ist sie noch immer. Ihre Funktion als Mutter konnte sie über weite Strecken nicht wahrnehmen. Tushes Sohn ist behindert, und ihr jüngster Enkel war am Anfang oft im Spital, da er wegen des Krieges an Mangelerscheinungen litt.

Die Familie Berisha hatte vor ihrer Flucht oft Zuflucht im Wald gesucht.

Schon einmal war Tushe mit drei kleinen Kindern alleine dagestanden: Als sie 33 war, starb ihr Mann an den Gasen eines Sodbrunnens, den er hatte reparieren wollen. Ihr kleinstes Kind war damals ein Jahr alt. Seither kleidet sie sich schwarz. «Ist wie mein Leben», sagt sie. Als ihr Sohn Vida heiratete, sei sie für einmal nicht in Schwarz gewesen und habe kein Kopftuch mehr getragen. Ihr langes schwarzes Haar hat sie erst in der Schweiz abgeschnitten.

Tushe möchte hierbleiben. Ihr Lebensmittelpunkt ist längst Steinmaur: die weisse Küche, in der sie täglich kocht, die Migros Dielsdorf, wo sie mit dem Einkaufswagen hingeht, die katholische Kirche. Und längst sind sie eine Einheit: Tushe, ihr Sohn, Vida, der sie so nah wie einer Tochter ist, und die drei Enkel, denen sie auch Mutter ist.

Tushe Berisha hat ihre Enkelkinder weitgehend alleine betreut: Ihre Schwiegertochter war traumatisiert.

//GEFUNDEN...

...auf der Website der Schweizerischen Flüchtlingshilfe:
«Eigentlich habe ich Fantasie, lebe sogar davon, aber ich kann mir nicht wirklich vorstellen, dass ich beispielsweise in Eritrea um Asyl und Arbeit nachsuchen müsste und mit lauter andern Europäern zusammen in einer Asylunterkunft wäre.»
FRANZ HOHLER, SCHRIFTSTELLER, ZÜRICH

//SCHREIBEN SIE UNS IHRE MEINUNG!

Haben Sie Erfahrung vom Leben in der Fremde? Haben Sie Kontakt zu Menschen aus anderen Ländern, die älter als sechzig sind und hier leben? Was würden Sie in der Fremde am meisten vermissen? Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie an: Pro Senectute Kanton Zürich, Redaktion VISIT, Forchstrasse 145, 8032 Zürich. E-Mail: visit-magazin@zh.pro-senectute.ch

Vorläufig aufgenommen

«Vorläufig Aufgenommene» sind Personen, die aus der Schweiz weggewiesen wurden, wobei sich jedoch der Vollzug der Wegweisung als entweder

> unzulässig (wegen Verstosses gegen das Völkerrecht),
> unzumutbar (wegen konkreter Gefährdung)
> oder unmöglich (aus vollzugstechnischen Gründen) erwiesen hat.

Solche Personen erhalten eine Aufenthaltsbewilligung F. Die vorläufige Aufnahme stellt eine Ersatzmassnahme dar. In der Schweiz sind etwa 26 000 Personen davon betroffen.

Merkmale des Status vorläufig Aufgenommener

> Vorläufig Aufgenommene dürfen die Schweiz nicht verlassen. Sie können ihre Verwandten, Bekannten oder deren Gräber in ihren (europäischen) Heimatländern nicht besuchen.
> Der Status «vorläufig aufgenommen» kann relativ einfach von den Behörden widerrufen werden.
> Betreffend Sozialhilfe-Anspruch ist das Asylrecht massgebend. Das bedeutet, dass diese Personengruppe mit einer Unterstützung leben muss, die um rund ein Viertel tiefer angesetzt ist als die Unterstützung nach den SKOS-Richtlinien, welche für Schweizer und Niedergelassene gilt.

Notlage mildern

Pro Senectute Kanton Zürich wurde in der Vergangenheit wiederholt mit älteren Flüchtlingen konfrontiert, die seit vielen Jahren unter schwierigsten Bedingungen leben.

Ein beträchtlicher Teil verfügt über keine AHV und kann somit auch keine Ergänzungsleistungen beanspruchen. Bis vor wenigen Jahren wurden die AHV-Prämien für vorläufig Aufgenommene von den für sie zuständigen Stellen nicht einbezahlt. Die Betroffenen wurden in den wenigsten Fällen darauf aufmerksam gemacht, dass sie die Prämien selber einzahlen können.

Pro Senectute Kanton Zürich setzt sich beim kantonalen Migrationsamt dafür ein, dass über sechzigjährige vorläufig Aufgenommene, die seit zehn Jahren oder mehr im Kanton Zürich wohnhaft sind, den Status der Niederlassung mit Aufenthaltsbewilligung B erhalten. Es handelt sich derzeit um 83 Personen.

Voraussetzungen für eine B-Bewilligung

> Die Betroffenen müssen sich seit mindestens fünf Jahren in der Schweiz aufhalten.
> Der Aufenthaltsort muss den Behörden immer bekannt gewesen sein.
> Wegen der fortgeschrittenen Integration muss ein Härtefall vorliegen.

Ein Härtefall liegt vor, wenn sich eine Person in einer Notlage befindet. Die Lebensbedingungen müssen, gemessen am durchschnittlichen Schicksal von anderen ausländischen Personen, in gesteigertem Mass in Frage gestellt sein. Es wird geprüft, ob in persönlicher, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht eine Rückkehr in die Heimat zuzumuten ist. Zu diesem Zweck ist die zukünftige Situation im Ausland den persönlichen Verhältnissen in der Schweiz gegenüberzustellen.